
Die Medialität und Technizität internetbasierter Daten

Plädoyer für mehr Offenheit der Qualitativen Sozialforschung¹

Stefan Meißner

Twitter, Facebook-Posts, Blogeinträge, Chats und andere internetbasierte Kommunikationen rücken spätestens seitdem sich das Web selbst als sozial bezeichnet bzw. sich ein »2.0« angehängt hat in den Fokus der Qualitativen Sozialforschung. In Frage steht dabei jedoch, ob sich die erprobten und bewährten methodischen Werkzeuge direkt auf diese technisch vermittelten Kommunikationen übertragen lassen oder in wie weit diese angepasst und modifiziert werden müssen. In diesem Beitrag wird die These vertreten, dass für die Analyse der internetbasierten Kommunikation nicht nur die Werkzeuge angepasst werden müssen, sondern dass die Analyse vielmehr die Qualitative Sozialforschung in ihrer vornehmlichen Fokussierung auf den subjektiven Sinn herausfordert und irritiert.

Die Argumentation geht – mediensoziologisch perspektiviert – davon aus, dass Medien als »gesellschaftliche Einrichtungen und Technologien [...] etwas entweder materiell oder symbolisch vermitteln und dabei eine besondere Problemlösungsfunktion übernehmen« (Ziemann 2012, S. 17). Im Gebrauch ermöglichen und *formen* Medien Wahrnehmungen, Handlungen und Kommunikations-

-
- 1 Ich möchte mich bei Andreas Wenninger bedanken, der mit Hilfe ausführlicher und instruktiver Kommentare und Kritiken diesen Aufsatz lesbarer und hoffentlich auch anschlussfähiger an den gegenwärtigen Diskussionsstand gemacht hat. Sämtliche noch bestehenden Rezeptionsblockaden gehen selbstverständlich zu Lasten des Autors.

Ich habe mich trotz der von den HerausgeberInnen vorgeschlagenen Vereinheitlichung zur gendergerechten Sprache gegen ein durchgehendes Binnen-I entschlossen. Weder Gründe der Lesbarkeit waren dafür hauptsächlich ausschlaggebend, noch ist es die Meinung des Autors, dass Frauen sprachlich weiterhin unsichtbar gemacht werden sollten. Entscheidend war ein Argument in der Sache: Akteure können im hier verstandenen Sinn eben nicht nur Männer und Frauen sein, sondern auch Systeme und in gewisser Weise auch Medien oder Techniken. Ebenso ist mit einem Beobachter eben kein männlicher oder weiblicher Mensch gemeint! Eben dies soll durch die verwendete Sprache dargestellt werden, ganz in dem Sinne, dass die Sprache unsere Wirklichkeit mitkonstruiert und -gestaltet.

prozesse (ebd.). So ist beispielsweise die Brille eine Technologie, welche materiell, nämlich optisch vermittelt und das Problem der Schärfeneinstellung übernimmt. Im Gebrauch wird dadurch die Wahrnehmung der sie benutzenden Person verändert. Dass dies Einfluss auf soziale Beziehungen hat, weiß jeder Brillenträger, der einmal ohne Brille durch Kleinstädte gelaufen ist und danach als unhöflich beschrieben wurde, weil die Bekannten nicht begrüßt wurden. Ebenso wie die Brille im Gebrauch einen sozialen Unterschied macht, so machen neue technische Medien, wie das Internet, im Gebrauch als Problemlösungsmöglichkeit einen Unterschied. Nicht das Medium »an sich« macht den Unterschied, sondern der Gebrauch, der sich freilich nicht vollkommen unabhängig vom Medium etablieren und auch im Zeitverlauf verändern kann.

Wenn Medien Sozialität formen, so gilt dies auch für die so genannten »neuen Medien« bzw. die internetbasierten sozialen Medien wie Blogs, Chats, Social Networks, Twitter, E-Mail etc. All diese Medien formen Sozialität und damit auch Kommunikation, denn: ein Gespräch unter Anwesenden (Face-to-Face-Kommunikation) ist etwas anderes als ein Telefonat, ist etwas anderes als ein E-Mail-Austausch und dies ist verschieden zu einem Chat.

Ausgehend von dieser mediensoziologischen Perspektive muss im Folgenden zunächst geklärt werden, was unter Qualitativer Sozialforschung verstanden wird und was das Besondere an den internetbasierten (Kommunikations-)Daten ist (1). Danach wird dargestellt, inwiefern die Qualitative Sozialforschung irritiert werden könnte (2), um sodann ein Plädoyer für mehr Offenheit als sinnvolle Reaktion auf diese Irritation auszusprechen (3). Zum Schluss wird diese zumeist theoretische Argumentation auf ein empirisches Beispiel angewandt (4).

1

Mit Jo Reichertz (2007) und Hubert Knoblauch (2008) ließen sich, trotz der Vielfalt der unter dem Dach der Qualitativen Sozialforschung versammelten Methoden, zumindest drei Merkmale herausstellen: Sie sind empirisch, nicht quantifizierend und wenden sich dem menschlich erzeugten Sinn zu und können dadurch dem interpretativen Paradigma zugerechnet werden.² Diese Gemeinsamkeiten sollten jedoch nicht über eine zentrale Differenz innerhalb des qualitativen Para-

2 Mit etwas anderen Worten könnte auch von »Sinnverstehen, Offenheit (der Erhebung) und Interpretativität (der Auswertung)« (Hollstein und Ullrich 2003, S. 41) gesprochen werden. Zudem ließen sich noch weitere Kriterien anführen, wie Datenanreicherung (statt -reduktion), Kontextorientierung, Exploration, Entdeckung und Theoriegenerierung (induktiv), Einzelfallorientierung und Reflexivität (Bergmann 2006).

digmas hinwegtäuschen, die am Sinnbegriff festzumachen ist. Sinn gibt es in zwei verschiedenen Deutungen und Konnotationen: Zum einen wird Sinn als subjektiver Sinn verstanden, der vom einzelnen Individuum autonom erzeugt wird und dann vom Forscher typisiert und so als typisch subjektiver Sinn ausgeflaggt wird, der das Handeln der verschiedenen Akteure erklären kann bzw. dieses zumindest verstehbar macht. Zum anderen wird Sinn vorrangig als objektiver Sinn verstanden und damit als eine kulturelle Ressource begriffen, die gleichsam durch die konkreten Handlungen der Akteure aktualisiert werden würde.³ Überspitzt formuliert könnte die Differenz lauten: Einmal wird im Handeln entsprechend des subjektiven Sinns der Akteure eine soziale Ordnung hergestellt; das andere Mal aktualisieren die Subjekte in ihrem Handeln mehr oder weniger nur die bestehende objektive (Sinn-)Ordnung. Knoblauch ordnet dem letzteren Verständnis dann auch diskursanalytische Ansätze, systemtheoretische Perspektiven aber auch die objektive Hermeneutik zu⁴, während aus seiner Sicht etwa Ethnographie und die sozialwissenschaftliche Hermeneutik in die erste Kategorie fallen. Der hier verhandelte Unterschied ließe sich auch als das Hineinkopieren der für soziologische Theorie virulenten Differenz von Handlungstheorie und Strukturtheorie in die Qualitative Sozialforschung beschreiben (vgl. auch Hitzler 2007).

Der Kern Qualitativer Sozialforschung erscheint mir jedoch als subjektzentriert, handlungsorientiert und interaktionsfasziniert. Als »handlungstheoretisch fundierte, unmanierierte interpretative Forschung« (Hitzler 2007) argumentiert sie insbesondere gegen quantitative aber auch Rational-Choice-Verkürzungen und interessiert sich für die Vielfältigkeit, Flüchtigkeit und Kontextsensitivität sozialer Wirklichkeit, wie sie sich dem einzelnen Subjekt darstellt (vgl. auch Knoblauch 2008). Meine Behauptung, dass die Qualitative Sozialforschung durch internetbasierte Medien irritiert werden würde, bezieht sich dabei vor allem und insbesondere auf die Qualitative Sozialforschung, die den subjektiven Sinn explizit in den Vordergrund rückt.

Beobachtet wird dies nun freilich von der anderen Seite der Differenz, so dass die oben aufgestellte These nun etwas modifiziert werden muss: Aus strukturtheoretischer Sicht wird deutlich, dass eine handlungstheoretisch getönte Qualitative Sozialforschung von internetbasierten Medien irritiert werden muss, weil sie in der Beobachtung und Analyse dieser Kommunikationen auf deren technisch-me-

3 Diese Unterscheidung ist weder neu, noch von mir. Hollstein und Ullrich (2003) nutzen sie beispielsweise und ergänzen zudem noch »sozialer Sinn«, der hier in die Kategorie »subjektiver Sinn« fiel.

4 Sicher könnten auch andere Kandidaten wie Goffmans Rahmenanalyse, die dokumentarische Methode von Bohnsack oder die durch Garfinkel entwickelte Ethnomethodologie hier zu gerechnet werden (vgl. Hirschauer/Bergmann 2002). Wichtig ist mir an dieser Stelle weniger eine trennscharfe Zuordnung, sondern die Unterscheidung an sich.

diale Gemacht- und Konstruiertheit stößt. In der Analyse internetbasierter Kommunikationen wird die zentrale Prämisse, die es der Qualitativen Sozialforschung erlaubt, von Einzelfällen auf eine allgemeine Struktur zu schließen, nämlich der invariante Kontext, das Subjekt, in Frage gestellt. Denn in der Beobachtung und Beschreibung dieser Kommunikationen wird unentscheidbar, ob und inwieweit die Technizität und Medialität der Kommunikation an der Sinnkonstitution beteiligt ist.

Dies liegt meines Erachtens an der *theoretischen* Anlage dieser Forschungen, da Handlung und Kommunikation zuallererst auf das Subjekt relationiert werden. Sicher spielen dabei auch dessen Vergangenheit und der soziale Kontext⁵ eine wichtige Rolle, jedoch wird Kommunikation vor allem als Face-to-Face-Kommunikation konzipiert. Dies ist nicht zuletzt in den konkreten methodischen Verfahren zu sehen, wie beispielsweise in der Herstellung einer möglichst »natürlichen« Gesprächssituation von zwei (oder mehr) anwesenden Gesprächspartnern für die Datenerhebung. Auch die Auswertungsverfahren gehen wie die sozialwissenschaftliche Hermeneutik zum Beispiel vom »natürlichen« Verständnis aus, welches an eine Aussage herangetragen werden kann. Die Sprache der Forschenden soll auf eine gewöhnliche, auf eine des Common Sense angepasst werden. Technizität und Medialität von Kommunikation wird also idealerweise vermieden, an alltägliche Kommunikation angepasst oder gar komplett ignoriert. Strukturen, Frames und Muster kommen nur hinsichtlich der Sozialität des Subjekts und dessen Eingespinnensein in ein Netz aus sozialen Institutionen in den Blick (vgl. Berger und Luckmann 2000). So lang Kommunikation ausschließlich als soziales Handeln in den Blick kommt, ist das plausibel und macht auch viel sichtbar.⁶

Die These ist nun aber, dass eben diese *theoretische* Anlage einer Qualitativen Sozialforschung mit einem handlungstheoretisch schlagenden Herzen sie blind macht für die Medialität⁷ und Technizität⁸ von Kommunikationen und dass sie aus diesem Grund bei der und durch die Analyse von internetbasierten Kommunikationen nachhaltig irritiert wird.

5 Vergleiche hier vor allem Alfred Schütz' Konzept der Lebenswelt, welche das Subjekt konstitutiv in eine Vor-, Mit-, Nach- und Umwelt verortet (Schütz und Luckmann 1988).

6 Hier kann auch der Artikel von Claudia Fraas (2013) als Beispiel dienen. Mit Hilfe eines Frames-Konzepts soll eine gleichzeitige Orientierung an subjektiven und objektiven Sinnstrukturen ermöglicht werden. Jedoch bleibt die Medialität und Technizität der behandelten Online-Kommunikation komplett außen vor.

7 Dass Medien nicht nur nicht nur Thema, sondern auch Ressource für die Qualitative Sozialforschung sind, wird von Jörg Bergmann (2006, S. 29 ff.) explizit erwähnt. So spricht er vom »medialen Charakter« von Interviews, die mit Hilfe von Internettechnologie geführt wurden.

8 Dass Technizität von vermittelter Kommunikation auch für die Qualitative Sozialforschung nicht neu ist, zeigen verschiedene Studien zum Telefonverhalten oder der Schwierigkeit der (Handlungs-)Koordination bei »verschleppten« Bild-/Tonübertragungen (vgl. Ayaß 2005).

2

Aus einer systemtheoretisch inspirierten Perspektive, welche einen stärkeren Fokus auf den »objektiven« Sinn und auf die Strukturabhängigkeit der Akteure legt, soll dieses Irritationspotential etwas genauer in Augenschein genommen werden.⁹

Mit Armin Nassehi und Irmhild Saake (2002a) (Beck et al. 2007) ließe sich das bisher nur grob skizzierte Problem als »Kontingenzdomestikation« durch qualitative sozialwissenschaftliche Verfahren fassen. Ihr zentrales Argument lautet, dass qualitative Forscher (Männer wie Frauen!) aufgrund ihres eigenen »Technologiedefizits« eine Eindeutigkeit der Welt proklamierten und die Kontingenz dieser »in der inneren Unendlichkeit des geschulten Sozialforschers« (Nassehi und Saake 2002a, S. 67) unsichtbar machten, um dem Postulat des unabhängigen Beobachters quantitativer Provenienz und dessen »simulierten Präzision der dritten Nachkommastelle des Korrelationskoeffizienten« (Nassehi und Saake 2002a, S. 67) etwas entgegenhalten zu können. Deswegen würden auch die konkreten methodischen Verfahren derart im Fokus stehen. Denn »mit Hilfe der richtigen Methoden sollen Bedeutungen eines konkreten Kontexts (Interview- oder Gesprächssituation) auf einen zugrunde liegenden allgemeinen Kontext (Biographie, Interaktion) zurückgeführt werden« (Nassehi und Saake 2002a, S. 68).

Bei der qualitativen Analyse internetbasierter Daten scheint so die allgemein plausible Referenz der Akteur, da nur dieser Sinn konstituieren könne. So werden mediale Besonderheiten wie der Einsatz von Akronymen oder Emoticons als »kommunikative Spielarten zur Simulation einer face-to-face-Situation« (Meier und Schuegraf 2005, S. 428) oder als »schriftliche Substitute für [...] emotionale Äußerungen« (Gnambs und Batinic 2010, S. 329) verstanden, obwohl Personen sich in Face-to-Face-Interaktionen nur äußerst selten »ROFLN«: also auf dem Boden rollen und sich vor Lachen krümmen. Oder es wird angenommen, dass in Online-Diskursen »das spezifische Handeln von Individuen bzw. Gruppen fassbar« (Galanova und Sommer 2011, S. 170) werde, da sie »im Rahmen von Online-Diskursen auf der Mikroebene in interpersonalen Interaktionsprozessen agieren« (ebd.) würden.

Die Relationierungsperspektive ist augenscheinlich: Zumeist wird auf handelnde Subjekte und auf Interaktionen unter Bedingung der Anwesenheit rekurriert.¹⁰ Diese Einseitigkeit kann durchaus als »Kontingenzdomestikation«

9 Diese Kritik, welche hier aus systemtheoretischer Sicht vorgenommen wird, könnte ebenso aus einer diskursanalytischen Sicht oder mit Hilfe der dokumentarischen Methode oder aber von qualitativen Sozialforschern (Frauen wie Männer), die vor allem am objektiven Sinn interessiert sind, vorgebracht werden.

10 Als Idealsituation qualitativer Verfahren kommt somit eine sehr spezifische Kommunikationssituation zum Vorschein, die die technische Formung entweder als Störung auffasst

(Nassehi und Saake 2002a, S. 68) aufgefasst werden, da die Relationierungsrichtung unabhängig von der Empirie und der Forschungsfrage zumeist schon feststeht. Dies war bisher nur nicht in dem Maße aufgefallen, da die technische und mediale Vermitteltheit von Kommunikation weniger im Fokus stand und die zu analysierenden Daten gewöhnlich speziell für eine qualitative Auswertung produziert wurden und zwar in einer Weise, die die Medialität und Technizität der Kommunikationen gezielt umschiffte.

Bei internetbasierten Daten handelt es sich hingegen oft um nicht-reaktive Verhaltensdaten (Spurendaten). Die Daten werden also nicht für eine bestimmte Fragestellung erhoben (Interview, Befragung etc.), sondern sind »Spuren« von Interaktionen und Kommunikationen, die nun erneut befragt werden. Diese Daten sind jedoch nicht nur Spuren der Interaktionen, sondern zugleich Spuren der Medialität und Technizität des Mediums. So wie Tierspuren je unterschiedlich aussehen, ob sie in Sand, Schnee oder Schlamm hinterlassen werden, so ist in den Spurendaten immer sowohl das Medium als auch die Interaktion des handelnden Subjekts präsent. Damit sind diese Spurendaten aber im eigentlichen Wortsinne keine Daten mehr. Sie sind nicht einfach gegeben, sondern werden erst vom Forscher, aber auch von der Forscherin zu Fakten entsprechend der Fragestellung gemacht (vgl. Rheinberger 2007).

Für diese zirkulären Prozesse der Sinnbildung interessiert sich der systemtheoretisch instruierte Beobachter. In der Annahme einer Unwahrscheinlichkeit von Sozialität interessiert er sich dafür, wie aus der Tatsache der Kontingenz, dass alles auch anders möglich wäre, doch nicht alles beliebig ist, sondern sich vielmehr erwartbare Strukturen oder gar zwingende, soziale Tatsachen im Sinne Durkheims entwickeln. In Frage steht deshalb: Wie dies geschieht und dies müsste empirisch beobachtbar gemacht werden.

Doch um diese Fragen zu beantworten, um also zu erkennen, »wie die Offenheit der Situation sich selbst einschränkt: sozial, sachlich oder zeitlich« (Nassehi und Saake 2007, S. 240) und nicht nur beobachtet wie das handelnde Subjekt versucht, diese Ordnung einzuschränken, bedarf es einer größeren methodischen Offenheit. Denn nur, wenn nicht schon vorentschieden ist, dass die Kommunikation alleinig auf das Handeln (oder den institutionellen Kontext in dem das Handeln zweifelsohne eingebettet ist) und damit auf den subjektiven Sinn eines Akteurs zurückzuführen sei, können andere auf die Kommunikation wirkende Aspekte – explizit genannt seien Technizität und Medialität – überhaupt beobachtet werden.

oder gänzlich ignoriert. Andererseits birgt das eher strukturtheoretische Vorgehen die komplementäre Gefahr, Strukturzusammenhänge zu hypostasieren, wie es meines Erachtens ganz gut an einer der bekanntesten Analysen Ulrich Oevermanns (1985), einer kurzen Fernsehansage in der ARD, gezeigt werden kann.

3

Nach dieser Rekonstruktion der Irritation der Qualitativen Sozialforschung als Problem des Umgangs mit Kontingenz kann nun mein Vorschlag einer größeren methodischen Offenheit erläutert werden. Diese Empfehlung ist mit zwei konkreten Operationen verknüpft: Erstens mit einer Umstellung von Subjekt auf Kommunikation als gewohnte Relationierung und zweitens mit einer stärker abduktiv arbeitenden Vorgehensweise (Reichertz 2000, 2003).

Statt einer Kontingenzvermeidung oder -verdrängung, soll vielmehr die Kontingenz von Methoden, Theorien und der Welt genutzt werden. Der Anspruch besteht dann nicht darin zu behaupten, dass es so und so sei, sondern dass es aus der gewählten theoretischen Perspektive, mit diesen Prämissen und methodischen Entscheidungen in dieser Weise präzise, kohärent und plausibel zu beschreiben wäre.¹¹ Die wissenschaftlichen Gütekriterien der Transparenz und Nachvollziehbarkeit werden durch dieses Vorgehen nicht desavouiert, sondern im Gegenteil gestärkt.

Der Vorschlag, der sich hinter der ersten Operation verbirgt, besteht freilich nicht darin, den Menschen abzuschaffen, noch ihn für irrelevant zu halten.¹² Die Idee korrespondiert mit der Möglichkeit zu mehr Offenheit, da nicht schon im Vorhinein entschieden ist, dass ein zu analysierendes Geschehen auf die daran irgendwie beteiligten Personen relationiert bzw. attribuiert werden muss. Man kann es immer auch auf die Situation, das heißt auf das konkrete Interaktionsgeschehen beziehen.¹³ So schränkt die Interaktionssituation (und nicht die daran beteiligten

11 Dies ist ganz im Sinne von Reiner Keller (2014) gemeint, der jüngst dafür plädierte, dass »qualitatives Forschen wieder stärker als Arbeit mit Theorie-Methoden-Programmen verstanden werden« sollte. Der Einsatz von Theorie – hier Systemtheorie – soll also nicht dazu führen, dass Qualitative Forschung nur als Beispiel- und Bestätigungslieferant für eine universale Theorie genutzt werden soll.

Dies ist m. E. auch der hauptsächliche Diskussionspunkt in der Auseinandersetzung von Nassehi/Saake (2002a, 2002b) und Hirschauer/Bergmann (2002): In Frage stand, ob es einen – womöglich gar – »richtigen Referenzrahmen« gebe oder ob von der »Möglichkeit mehrerer Referenzrahmen« (Nassehi und Saake 2002b, S. 339) ausgegangen werde könne. Hier wird entschieden für die zweite Option votiert, welches jedoch größere Sorgfaltspflichten hinsichtlich der möglichst transparenten Offenlegung der eigenen (Theorie- und/oder Methoden-) Unterscheidungen erfordert.

12 Da schon (zu) oft diskutiert, hier nur zwei Hinweise: Auf die vielfältigen Diskussionen zur so genannten Postmoderne (vgl. u. a. Welsch 1988a; Welsch 1988b) und auf die im Anschluss an u. a. von Michel Foucault (2000) angebrachten Vermutung, dass der »Mensch« eben nicht der ahistorisch, konstitutive Ausgangspunkt einer jeden wissenschaftlichen Analyse sein muss.

13 Das ist ja geradezu die Prämisse der Ethnomethodologie, da sie von einer permanenten Herstellung sozialer Ordnung als Vollzugswirklichkeit ausgeht. Damit stehen jedoch die Regeln

Personen) die möglichen Folge- oder Anschluss Themen ein. Wenn man sich gerade über einen Trauerfall in der Familie unterhält, ist die erlebte lustige Urlaubs-Anekdote fehl am Platz und nicht anschlussfähig. Genauso kann aber immer auch auf die Umwelt von Situationen relationiert werden: Weil andere mithören könnten, werden bestimmte Aspekte nicht angesprochen, weil es im Foyer hektisch zugeht, werden nur stakkato-artige Sätze ausgetauscht, da einzig diese trotz des Trubels zumindest gewisse Verstehens Chancen besitzen.

Ebenso kann auf Medialität attribuiert werden. Da wir im Chat etwas schreiben, was später gelesen, gespeichert und erinnert werden kann, wird die Kommunikation verschieden sein. So könnte die Nutzung von Smileys nicht auf Personen attribuiert werden und damit als Simulation eines mündlichen Interaktionsgeschehens verstanden werden, sondern könnte vielmehr auf die spezifische Medialität des Chats bezogen werden. Die Existenz von Smileys in Chatprotokollen könnte dann dadurch erklärt werden, dass es das Medium zulässt (Zeichensatz) und weil es sich im Gebrauch des Mediums als sinnvoll (schnell und leicht erlernbar) erwiesen hat. Auch könnte, von der Actor-Network-Theorie (vgl. Belliger und Krieger 2006) inspiriert, überlegt werden, ob bestimmte Kommunikationen nicht dadurch sinnvoll aufgeklärt werden könnten, indem die Handlungsmacht der zuhandenen Dinge oder Artefakte mitbeobachtet werden würde.¹⁴

Es geht also selbstverständlich nicht um die Verabschiedung des Menschen, sondern darum, dass insbesondere bei der Analyse internetbasierter Daten verschieden relationiert werden kann. Es gibt keine prinzipielle Hierarchie der Relationierungsmöglichkeiten, diese hängt vielmehr vom untersuchten Phänomen und der Fragestellung und der theoretischen Leitunterscheidung des Beobachters ab und kann nicht über formalisierte Verfahren oder Wissenschaftstheorie allein fixiert werden.¹⁵ Mit der Umstellung von Handeln auf Kommunikation wird dies markiert, da Kommunikation eben nicht allein durch die verschiedenen daran beteiligten Personen und deren institutionelle Eingebundenheit erklärt werden

(Strukturen) und der objektive Sinn, welche die Interaktion anleiten, im Vordergrund (vgl. Garfinkel 2012, Hirschauer/Saake 2002). Eine neuerliche Diskussion zur Analysekategorie der Situation bietet der Sammelband »Offene Ordnung?« (Ziemann 2013).

- 14 Vergleiche (mit Differenzen zu Latour, aber doch auch vielen Ähnlichkeiten) den interessanten Ansatz einer Technographie (u. a. Rammert 2008), welche jedoch nicht wirklich im Herzen der hiesigen Qualitativen Sozialforschung angekommen ist.
- 15 So wie Qualitative Sozialforschung für mehr Offenheit im Vergleich zu den quantitativen Methoden geworben hat, so werbe ich für mehr Offenheit der Qualitativen Forschung gegenüber Medien, Dingen, Artefakten und Techniken und der Aufgabe des (nur vermeintlich notwendigen) Ankers bzw. Fixpunkts: dem Subjekt. Wenn man so will, wiederhole ich damit nur ein Argument von Mills (1963) gegenüber der Fixiertheit der Soziologie auf (quantitative) Methoden, Methodologie und starrer Erkenntnistheorie.

kann. Die Kontingenz der Welt kann so genutzt werden und in methodische Offenheit hinsichtlich der Interpretation von Sinn übersetzt werden.

Der zweite Vorschlag für mehr Offenheit wird in einem stärker abduktiven Vorgehen gesehen. Abduktion als erkenntnisförderndes Verfahren sollte nicht mit den logisch schließenden Verfahren der Deduktion und Induktion verwechselt werden. Sinnvollerweise kann es nur in der ersten Phase der Forschung – im Jargon des Kritischen Rationalismus gesprochen – im Entdeckungszusammenhang genutzt werden.

Denn sinnvoll ist Abduktion immer nur dann, wenn »angesichts überraschender Fakten nach einer sinnstiftenden Regel, nach einer möglicherweise gültigen bzw. passenden Erklärung, welche das Überraschende an den Fakten beseitigt« (Reichertz 2003, S. 96), gesucht werden würde. Als Resultat der Abduktion wird sodann eine Hypothese formuliert, aus der Voraussagen abgeleitet werden, die dann – im Begründungszusammenhang – anhand der Empirie getestet und so vorläufig »verifiziert« werden können. Sicherheit, damit eine Wahrheit ausgesprochen zu haben, oder auch nur Gewissheit, ist jedoch trotz unendlicher Überprüfungsanstrengungen nicht möglich (Reichertz 2000, S. 285 f.; 2003, S. 100 f.), denn es könnte immer auch anders sein; eine andere, nicht gedachte Hypothese könnte noch mehr Plausibilität beanspruchen.

Die Kontingenz der Welt und das heißt sowohl die Kontingenz der Welt-draußen als auch die des Forschungsprozesses wird hier systematisch eingebaut, genutzt und eben nicht domestiziert. Diese Position ließe sich als gleichermaßen von Demut und Souveränität geprägt, beschreiben. Demütig ist sie, weil sie die Einsicht vertritt, dass die beschriebene Welt auch anders sein könnte. Souverän ist sie, da sie eben nicht auf die methodenfixierte »Präzision der dritten Nachkommastelle« mit qualitativen Verfahrensregeln antwortet, sondern, sich davon distanzierend, eine Haltung etabliert, die von der Einsicht in die Kontingenz der eigenen Beobachtungswerkzeuge und der angewandten methodischen Verfahren geprägt ist.¹⁶

Das Plädoyer für mehr Offenheit Qualitativer Methoden wäre also im Entdeckungszusammenhang zu verorten – hier und nur hier – kommen die verschiedenen, schon vorgestellten Relationierungsmöglichkeiten in den Blick¹⁷. Die Hy-

16 Einen besonders glücklichen Versuch, diese Haltung zu beschreiben, liefert das Lehrbuch zur Ethnographie von Dellwing und Prus (2012).

17 Entgegen Reichertz (2003), der schlussendlich wieder eine »letzte« Relationierung nämlich eine wissenssoziologische Relationierung auf die Scientific Community vornimmt, würde ich auch hier für Offenheit votieren. Sicher spielen die Kollegen und Kolleginnen, die Forschungsprojekte, die denkbaren Fragestellungen eine wichtige Rolle, wenn man Wissenschaft untersuchen will, aber vielleicht ist dies auch der Grund, warum verfahrensmäßig organisierte empirische Forschung nur selten inspirierende Forschung ist, die einen wirk-

pothese hinsichtlich der internetbasierten Daten wäre dann, dass diese Daten ohne Relationierung auf die Medialität und Technizität nicht sinnvoll zu verstehen sind. Diese Hypothese soll nun auf die Analyse eines empirischen Datensatzes eines Unternehmens-Chats angelegt werden.

4

Socialcast ist ein firmeninternes Twittersystem, auf das sämtliche Angestellte, Freelancer, – im beobachteten Fall jedoch keine Kunden – via Internet, Desktop-Applikation oder Smartphone zugreifen können. Obwohl es keine wirkliche Zeichenbegrenzung gibt, werden Kurzmitteilungen in SMS-Länge erwartet. Jeder Kommunizierende ist persönlich identifizierbar – es gibt keine anonyme Kommunikation. Neben den einfachen Posts (oder Tweets) können auch Links oder Bilder eingebunden werden. Die Nachrichten können dann direkt kommentiert oder auch nur mit einem »Like« versehen werden (Abb. 4.1).

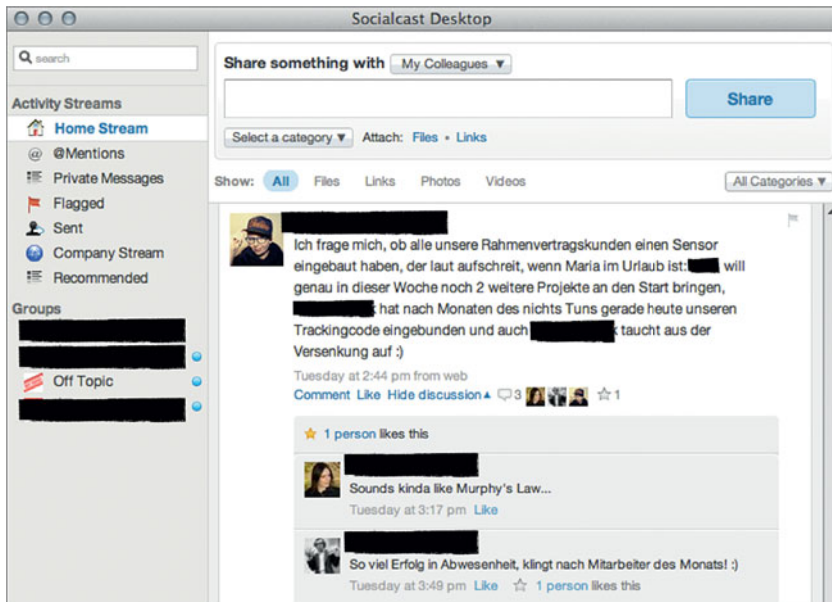
Die Firma, in der dieses Kommunikationssystem eingesetzt wird, ist ein kleines IT-Unternehmen, welches sich in den Bereichen Programmierung von Webapplikationen und Beratung hinsichtlich der User Experience von Web- und Mobil-Angeboten hervorgetan hat.

Der offizielle Grund der Einführung bestand in der Hoffnung des besseren Austauschs zwischen den Mitarbeitern jenseits der Projektteams, so dass beispielsweise technische Lösungsmöglichkeiten mitgeteilt oder Fragen an alle gestellt werden können. Es wurde explizit als Kommunikationskanal neben E-Mail und persönlicher Face-to-Face-Interaktion verstanden und so in der Firma etabliert. Im Laufe der Zeit wurden immer wieder verschiedene soziale Regeln von Seiten der Geschäftsleitung eingeführt. Zum Beispiel fühlten sich einige Mitarbeiter von der Pushfunktion der Nachrichten im Arbeitsfluss gestört, so dass diese Funktion generell abgestellt und erwartbare Antwortzeiten daran angepasst wurden.

Die allgemeine Funktion, die Socialcast erfüllen sollte, bestand in der Herstellung einer gemeinsamen Erwartungshaltung durch die Unterstützung von informeller Kommunikation und persönlichen Beziehungen. Zudem sollten die Synchronisierungs- und damit Anschlussmöglichkeiten der Mitarbeiter untereinander gesteigert werden.

lich überraschen kann. Oft ist allein anhand der Versuchsanordnung das Ergebnis erwartbar. So scheinen beispielsweise die in Krankenhäusern beobachteten Rollen- und Identitätskonflikte aufgrund von nicht fest zurechenbaren Handlungen (Rolle, Institution, Ethik, Ökonomie, Recht, Medizin) zumindest nicht vollkommen überraschend.

Abbildung 4.1 Screenshot Socialcast



Im Folgenden soll nun Socialcast als Medium ernstgenommen werden, welches das Problem des kommunikativen Austauschs (many-to-many) in eigenlogischer Weise löst. Deswegen müssen die medienspezifischen Möglichkeiten mit in den Blick genommen werden und es nicht sofort als defizienter Modus von Face-to-Face-Kommunikationen (sprich: Interaktionen unter Anwesenheit) verstanden werden.¹⁸

Zunächst fiel auf, dass einige Mitarbeiter als Kommentar einzig »Dislike« schreiben (Abb. 4.2), statt vielleicht zu erwartende Ausdrucksweisen wie »Schade«, »Mist« oder »nicht gut ...«. Diese empirische Überraschung eigener Erwartungen war die eigentliche Voraussetzung sich mit diesem Phänomen zu beschäftigen.

18 Der mir zu Verfügung stehende Datensatz umfasst die ersten beiden Jahre nach der Einführung des Systems mit sämtlichen Posts, Kommentaren und Likes. Daraus sollte für ein anderes Forschungsprojekt herausgefunden werden, ob mit Hilfe der Daten informelle Beziehungen und Hierarchien rekonstruiert werden können. Der Datensatz wurde vor allem hinsichtlich dieser Kommunikationsstrukturen untersucht und nicht mit qualitativen Methoden vollständig analysiert. Vielmehr ergaben sich die Beispiele aus der Beschäftigung mit den Daten.

Abbildung 4.2 Screenshot »Dislike«



Aufgrund der Eigenart der Daten als Spurendaten konnte sich nun auf die Suche nach einer möglichen »Geschichte« dieses Phänomens begeben werden. Mit Hilfe einer Suchfunktion wurde nach »Dislike« und anderen »Like«-Derivaten wie beispielsweise »unlike« gesucht, um die Verwendungsweisen beobachten zu können. Dies wäre bei einem Datensatz, der eigens für die Beantwortung einer spezifischen Fragestellung sozial generiert worden wäre, nicht möglich gewesen, weil diese Daten wahrscheinlich nicht mit im Korpus enthalten wären. Die große Anzahl von Daten (teilweise kann gar von Big Data gesprochen werden) in Kombination mit Datenfilter-, Such- und Sortierwerkzeugen bieten eine andere empirische Grundlage für die Qualitative Sozialforschung. In dem mir zur Verfügung stehenden Datensatz konnten so verschiedene Kommentare gefunden, die sich schon kurz nach der Einführung von Socialcast im Unternehmen explizit mit der fehlenden technischen Möglichkeit befassten, dass es keinen »Dislike«-Button gebe bzw. dass die »Like«-Funktion missverständlich sei. Von diesen Diskussionen ausgehend, entwickelte sich dann die zunehmende Häufigkeit des Kommentars mit »Dislike«.

Das legt nahe, dass der Gebrauch von »Dislike« weniger als ein Ausdruck konkreter Personen aufgefasst werden sollte. Eine Interpretation des Phänomens sollte vielmehr die spezifischen Medieneigenschaften des internen Twittersystems mitberücksichtigen. Denn weder ist es wahrscheinlich, dass dieser Ausdruck in anderen Face-to-Face-Situationen (im untersuchten Unternehmen) verwendet wird, noch dass sich der Gebrauch dieser Formulierung ohne der Existenz des Like-Buttons bei Socialcast eingebürgert hätte. Wäre der Button anders gelabelt gewesen, beispielsweise mit »Find ich gut« oder »schön«, wären die kon-

kret vorfindbaren Kommunikationen wahrscheinlich auch andere gewesen.¹⁹ Die konkrete Verwendung von »Dislike« verweist also entsprechend der oben entwickelten theoretischen Argumentation nicht auf die Person (lies: das Subjekt), die ihn nutzt, noch auf die Gruppe, die Interaktionsgemeinschaft, die den Ausdruck gebrauchen, sondern auf das Medium. Es scheint fast so, dass »Dislike.« für den (technisch) fehlenden Dislike-Button steht.

Anhand dieses kurzen Beispiels könnte verständlich werden, warum die spezifische Medialität und Technizität der zu analysierenden Kommunikation bei der Auswertung und Interpretation in jedem Fall berücksichtigt werden muss, da sonst der Sinn der Aussage nicht verständlich werden kann. Eine Qualitative Sozialforschung, die das nicht berücksichtigt, würde entweder nicht auf dieses konkrete Phänomen stoßen bzw. sich davon überraschen lassen oder sie würde durch ihre Zurechnung auf die an der Kommunikation beteiligten Akteure beispielsweise die sprachlichen Fertigkeiten bzw. die Kompetenz von Diskussionen mit englischsprachigen Begriffen in einem global geprägten Softwareentwicklungsmarkt als Erklärung heranziehen. Die These, die mit diesem Beispiel nochmals verdeutlicht werden sollte, bestand also darin, dass eine Zurechenbarkeit auf konkrete Personen und handelnde Subjekte zumeist nur einen Teil des internetbasierten Kommunikationsgeschehens beschreiben kann.

Ein zweites kürzeres Beispiel, welches meines Erachtens auf die Notwendigkeit der Mitberücksichtigung der Medialität einer zu untersuchenden Kommunikation verweist, sind Informationen oder Links, welche nach dem gemeinsamen Mittagessen gepostet werden. Die Plausibilität der folgenden Interpretation speist sich zudem aus der Berücksichtigung weiterer Daten jenseits des Socialcast-Datensatzes. Denn nur durch meine teilnehmende Beobachtung konnte der Kontext des gemeinsamen Mittagessens beobachtet werden. In der Firma war es üblich, dass mittags gemeinsam im Konferenzraum gegessen wurde.²⁰ Dabei blieb der Arbeitsbezug in der Regel im Hintergrund, man unterhielt sich allgemein über die neuesten Nachrichten, Filme, Bücher, Erlebnisse. Nachdem dann jeder an seinen Schreibtisch zurückgekehrt war, wurden öfter mit einem Post thematisch auf eine Diskussion, eine dabei fehlende Information oder auf eine ungenügende Visualisierung Bezug genommen. Aufgrund der Medieneigenschaften konnten Videos, Bilder oder Statistiken verbreitet werden, welche sonst bis zum nächsten Zusammentreffen vergessen gewesen wären oder nur mühsam einzeln an die anderen

19 Damit ist nicht gesagt, dass ein qualitativer Sozialforscher und sicher auch eine Forscherin eines Datensatz, wo der Like-Button ein »Schön«-Button ist, sich dann nicht ebenfalls über die Häufigkeit von »unschön« hätte wundern können.

20 Eine Zeit lang gab es gar eine Tröte, die für alle hörbar, darauf aufmerksam machte, so dass alle von ihrem Arbeitsplatz aufstanden und sich im Konferenzraum versammelten.

beteiligten Personen weitergegeben werden könnten. Es werden hier die medialen Eigenschaften von Socialcast genutzt, um die täglichen Face-to-Face-Interaktionen beim gemeinsamen Mittagessen zu ergänzen und zu bereichern. Damit wird eine Kommunikationsform etabliert, welche ohne dem Medium nicht möglich gewesen wäre. Eine qualitative Analyse, die dies nicht berücksichtigt, sieht zu kurz.

Socialcast tritt so als neues Kommunikationsmedium an die Seite und in Konkurrenz zu E-Mail und persönlichen Gesprächen. Es ist ein Medium mit besonderen Eigenschaften: Erstens speichert es Kommunikation und macht diese so raum-zeitlich unabhängig verfügbar. Zweitens kann es im Gegensatz zur Interaktion auch nur passiv genutzt werden. Drittens kann es mit anderen Medien (Bilder, Videos etc.) angereichert werden und viertens kann es über die Suchfunktion von jedem, auch von der Geschäftsleitung, ausgewertet und analysiert werden.

Als drittes Beispiel ließe sich der Umgang mit einem spezifischen Hashtag anführen. Die Geschäftsleitung stellte die soziale Regel auf, dass jeder Mitarbeiter täglich mindestens einen Erfolg berichten und diesen mit dem Hashtag »#erfolg« markieren sollte, damit die Befolgung der Regel auch (leicht) überprüft werden konnte. Dies ermöglichte auch mir das Zählen der Erfolge. Auffällig war, dass ziemlich schnell nach der Einführung immer weitere Hashtags auftauchten, wie »#misserfolg«, »#erfolglos« oder »#erflog«.

Dies kann nun verschieden interpretiert werden: Einerseits als kreative Erweiterung der Regel und der Zusammenfassung von Arbeitsergebnissen mit verschiedenen »Erfolgs-Derivaten«. Andererseits könnte das Phänomen auch als subversive Strategie gedeutet werden, die das von der Geschäftsleitung avisierte Zählen konterkarieren sollte. Das Zählsystem müsste nämlich aufgrund der Derivate immer wieder erweitert und angepasst werden, um mit den verschiedenen semantischen Ausprägungen zurechtzukommen. Diese zweite Deutung ist für ein Unternehmen, mit vielen informatikaffinen Personen, zumindest nicht ganz von der Hand zu weisen. Noch plausibler wird diese Deutung, wenn aufgrund teilnehmender Beobachtung gewusst wird, dass die soziale Regel des »Erfolge«-Aufschreibens keinesfalls jedem Angestellten sinnvoll erschien und dies immer wieder bei allgemeinen Firmenzusammenkünften diskutiert wurde.

Nimmt man nun dieses Wissen zusammen, dann wäre die Interpretation der häufigen #erfolgs-Derivate, dass die Mitarbeiter um die technisch-medialen Möglichkeiten wissen und diese ausnutzen, um eine »Überwachung« zu erschweren. Man könnte dies auch als sichtbares Zeichen einer »Unterwachung der Vorgesetzten« (Luhmann 1969) durch die Mitarbeiter deuten, die gerade neue technische Medien auch für ihre Interessen nutzen. Die Technizität der Kommunikation in diesen Socialcastposts spielt immer mit. Doch dabei wäre es verfehlt zu denken, dass das Medium die Kommunikation eigenlogisch bestimmen oder gar determinieren würde. Augenscheinlich sollte jedoch geworden sein, dass eine Erwei-

terung des Blicks um die Beobachtung der Medialität und Technizität internetbasierter Daten notwendig ist. Nicht soll eine Relationierung auf den subjektiven Sinn der Akteure aufgegeben werden, vielmehr muss zudem die mediale Formung eben dieses Sinns mit berücksichtigt werden.

Literatur

- Ayaß, Ruth. 2005. Interaktion ohne Gegenüber? In: Michael Jäckel und Manfred Mai (Hrsg.): *Online-Vergesellschaftung? Mediensoziologische Perspektiven auf neue Kommunikationstechnologien*, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 33–49.
- Beck, Ulrich, Braun, Norman und Nassehi, Armin (Hrsg.). 2007. *Themenheft Systemtheorie und empirische Forschung der Sozialen Welt*.
- Belliger, Andréa und Krieger, David J. (Hrsg.). 2006. *ANThology. Ein einführendes Handbuch zur Akteur-Netzwerk-Theorie*. Bielefeld: transcript.
- Berger, Peter L. und Luckmann, Thomas. 2000. *Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit*. Frankfurt am Main: Fischer.
- Bergmann, Jörg. 2006. Qualitative Methoden der Medienforschung – ein Überblick. In: Ruth Ayaß und Jörg Bergmann (Hrsg.): *Qualitative Methoden der Medienforschung*, Reinbek bei Hamburg: Rowohlt, S. 13–41.
- Dellwing, Michael und Prus, Robert. 2012. *Einführung in die interaktionistische Ethnografie. Soziologie im Außendienst*. Wiesbaden: SpringerVS.
- Foucault, Michel. 2000. *Die Ordnung der Dinge*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Fraas, Claudia. 2013. Frames – ein qualitativer Zugang zur Analyse von Sinnstrukturen in der Online-Kommunikation. In: Barbara Frank-Job, Alexander Mehler und Tilman Sutter (Hrsg.): *Die Dynamik sozialer und sprachlicher Netzwerke*, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 259–283.
- Galanova, Olga und Sommer, Vivien. 2011. Neue Forschungsfelder im Netz. Erhebung, Archivierung und Analyse von Online-Diskursen als digitale Daten. In: Silke Schomburg et al. (Hrsg.): *Digitale Wissenschaft. Stand und Entwicklung digital vernetzter Forschung in Deutschland*, Köln, S. 169–177.
- Garfinkel, Harold. 2012. *Studies in Ethnomethodology*. Cambridge: Polity Press.
- Gnambs, Timo und Batinic, Bernad. 2010. Qualitative Online-Forschung. In: Katja Mruck und Günter Mey (Hrsg.): *Handbuch Qualitative Forschung in der Psychologie*, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 320–332.
- Hirschauer, Stefan und Bergmann, Jörg. 2002. Willkommen im Club! Eine Anregung zu mehr Kontingenzfreudigkeit in der qualitativen Sozialforschung – Kommentar zu A. Nassehi und I. Saake in ZfS 1/2002. In: *Zeitschrift für Soziologie*, Jg. 31, H. 4, S. 332–336.
- Hitzler, Ronald. 2007. Wohin des Wegs? Ein Kommentar zu neueren Entwicklungen in der deutschsprachigen »qualitativen« Sozialforschung [31 Absätze]. In: *FQS: Forum Qualitative Sozialforschung*, Vol. 8, No. 3, Art. 4.
- Hollstein, Bettina und Ullrich, Carsten G. 2003. Einheit trotz Vielfalt? Zum konstitutiven Kern qualitativer Forschung. In: *Soziologie*, Jg. 32, H. 4, S. 29–43.

- Keller, Reiner. 2014. Zukünfte der qualitativen Sozialforschung [31 Absätze]. In: *FQS: Forum Qualitative Sozialforschung*, Vol. 15, No.1, Art. 16.
- Knoblauch, Hubert. 2008. Sinn und Subjektivität in der qualitativen Forschung. In: Herbert Kalthoff, Stefan Hirschauer und Gesa Lindemann (Hrsg.): *Theoretische Empirie. Zur Relevanz qualitativer Forschung*, Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 210–233.
- Luhmann, Niklas. 1969. *Unterwachung. Oder die Kunst, Vorgesetzte zu lenken*. (unveröffentlichtes Manuskript).
- Meier, Stefan und Schuegraf, Martina. 2005. Chat- und Forenanalyse. In: Lothar Mikos und Claudia Wegener (Hrsg.): *Qualitative Medienforschung. Ein Handbuch*, Konstanz: UVK/UTB, S. 425–435.
- Mills, Charles Wright. 1963. *Kritik der soziologischen Denkweise*. Neuwied: Luchterhand.
- Nassehi, Armin und Saake, Irmhild. 2002a. Kontingenz: Methodisch verhindert oder beobachtet? Ein Beitrag zur Methodologie der qualitativen Sozialforschung. In: *Zeitschrift für Soziologie*, Jg. 31, H. 1, S. 66–86.
- Nassehi, Armin und Saake, Irmhild. 2002b. Begriffsumstellungen und ihre Folgen – Antwort auf die Replik von Hirschauer/Bergmann. In: *Zeitschrift für Soziologie*, Jg. 31, H. 4, S. 337–343.
- Nassehi, Armin und Saake, Irmhild. 2007. Einleitung: Warum Systeme? Methodische Überlegungen zu einer sachlich, sozial und zeitlich verfassten Wirklichkeit. In: *Soziale Welt*, Jg. 58, H. 3, S. 233–254.
- Oevermann, Ulrich. 1985. Zur Sache. Die Bedeutung von Adornos methodologischem Selbstverständnis für die Begründung einer materialen soziologischen Strukturanalyse. In: Ludwig von Friedeburg und Jürgen Habermas (Hrsg.): *Adorno-Konferenz 1983*, Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 234–292.
- Rammert, Werner. 2008. Technographie trifft Theorie. Forschungsperspektiven einer Soziologie der Technik. In: Herbert Kalthoff, Stefan Hirschauer und Gesa Lindemann (Hrsg.): *Theoretische Empirie. Zur Relevanz qualitativer Forschung*, Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 341–367.
- Reichert, Jo. 2000. Abduktion, Deduktion und Induktion in der qualitativen Sozialforschung. In: Uwe Flick, Ernst von Kardorff und Ines Steinke (Hrsg.): *Qualitative Sozialforschung*, Reinbek bei Hamburg: Rowohlt, S. 276–286.
- Reichert, Jo. 2003. *Die Abduktion in der qualitativen Sozialforschung*. Opladen: Leske + Budrich.
- Reichert, Jo. 2007. Qualitative Forschung auch jenseits des interpretativen Paradigmas? In: *Erwägen – Wissen – Ethik*, 18, S. 276–293.
- Rheinberger, Hans-Jörg. 2007. Wie werden aus Spuren Daten, wie verhalten sich Daten zu Fakten? In: *Nach Feierabend. Zürcher Jahrbuch für Wissensgeschichte*, 3, S. 117–125.
- Schütz, Alfred und Luckmann, Thomas, 1988. *Strukturen der Lebenswelt. Die soziale Struktur der Lebenswelt des Alltags*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Welsch, Wolfgang. 1988a. *Unsere postmoderne Moderne*. Weinheim: VCH, Acta Humaniora.

- Welsch, Wolfgang (Hrsg.). 1988b. *Wege aus der Moderne. Schlüsseltexte der Postmoderne-Diskussion*. Weinheim: VCH.
- Ziemann, Andreas. 2012. *Mediensoziologie*. 2., überarbeitete und erweiterte Aufl., Bielefeld: transcript.
- Ziemann, Andreas (Hrsg.). 2013. *Offene Ordnung? Philosophie und Soziologie der Situation*. Wiesbaden: Springer VS.

Die qualitative Analyse internetbasierter Daten
Methodische Herausforderungen und Potenziale von
Online-Medien

Schirmer, D.; Sander, N.; Wenninger, A. (Hrsg.)
2015, VI, 277 S. 27 Abb., 6 Abb. in Farbe., Softcover
ISBN: 978-3-658-06295-8